

**Sperrfrist: 23.10.2009, 15:00 Uhr
Es gilt das gesprochene Wort**

2. Tagung der 11. Generalsynode
der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche
Deutschlands
Ulm 2009

Drucksache Nr.:11/2009

Die Brotbitte des Vaterunsers - und wir in einer rationalisierten Lebenswelt

(Prof. Dr. Traugott Koch)

Es war eine für die Geschichte des Christentums folgenreiche Tat, dass Luther im Jahre 1519 die vierte Bitte des Vaterunsers nicht mehr auf das sakramentale Brot, sondern auf das alltägliche Brot bezog, und sodann diese Bitte ausdehnte auf alle Notwendigkeiten des Lebensunterhalts, auf alles, was wir notwendig bedürfen, um zu leben. So stellt Luther im „Kleinen Katechismus“ - also in dem Text, den bald nach Luther jedes Kind schon auswendig zu lernen hatte - die Frage: „Was heißt denn täglich Brot?“ Antwort: „Alles, was zur Leibesnahrung und“ zum notwendigen Bedarf „gehört, als Essen und Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Äcker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder,“ [u.s.w.] auch „fromme und getreue Oberherren“, „gut Wetter, Friede, Gesundheit [...], gute Freunde [...] und desgleichen.“ (BSLK, 514) Damit hat Luther das Kloster als vorzüglichen Ort des Gebets überschritten hinaus in die alltägliche Welt des Lebens als Raum der Gegenwart Gottes. Sinngemäß entspricht dieser Überschritt Luthers Auffassung vom Beruf als Gottesdienst im weltlichen Leben. (Bekanntlich sah darin, in dieser Auffassung vom Beruf, Max Weber die größte Errungenschaft Luthers.)

Vor allem entsprach diese Ausformung der 4. Vaterunser-Bitte Luthers Verständnis der Schöpfung Gottes, wie er es in der Auslegung des 1. Artikels im „Kleinen Katechismus“ dargelegt hat: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, [...] gegeben hat und noch erhält, dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Äcker, Vieh und alle Güter, mit“ allem notwendigen Bedarf und mit „Nahrung des Leibes und Lebens reichlich und täglich versorget, [...]“ (BSLK, 510f.).

Luther verstand die Welt, in der er lebte, mit ihren lebensnotwendigen Bedürfnissen - wir würden heute sagen: mit dem, was zur Lebensgrundlage und zum Lebensunterhalt gehört - als von Gott gegeben und unterhalten, eben als Gottes Schöpfung. Und um genau das „bitten“ wir

nach Luther „in diesem Gebet“, in dieser Bitte, und so „empfangen“ wir „mit Danksagung [...] unser tägliches Brot.“ (BSLK, 514) Wir wissen: Die Welt, in der Luther lebte, war eine traditional geordnete, agrarische, von der unbeständigen Natur abhängige und für die meisten eine ärmliche Welt.

. Luthers Verständnis der Brotbitte haben seine Nachfolger getreulich wiederholt. Ich zitiere eine Stimme aus dem späten 17. Jahrhundert, die Äußerung der Barockdichterin, Catharina Regina von Greiffenberg, in deren „Betrachtungen“ des „Lebens Jesu Christi“. In ihrer Ausführung zum Vaterunser, bei der Darlegung der Brotbitte wiederholt sie fast wörtlich die Ausformung Luthers: „Es sey euch auch [...] geborten, um alle[s] leiblich und zeitlich Lebensnotwendige und um „Wolfarth zu bitten, mit diesen kurzen, doch alles in sich begreifenden Worten: Unser tägliches Brod gieb uns heut.“ - „Mit dem Wort Brod ist alle unentbehrliche Leibes= und Lebens="Notwendigkeit „verstanden als Speise, Trank, Kleidung, Wohnung, Arzeney, Pferde, Vieh, Knechte, Mägde, Freund, und in Summa alle Creatures, so zum zeitlichen Leben noth und nicht zu entrathen seynd“, [...]: „um dieses alles wird mit dem Wörtlein Brod gebeten.“ Doch die Autorin fügt hinzu: „Darum bittet, so wird euch gegeben, suchet durchs Gebet, so werdet ihr finden, klopfet an [...], so wird euch die himmlische Schatz=Kammer alles Segens und Gedyens aufgethan.“ Damit, mit dieser Erinnerung an die, von Luther nachdrücklich dargelegte Gebetserhörung nimmt die Autorin auf, was das Luthertum seit, sagen wir, 1529 mit der Brotbitte erfahren hat: nämlich, dass sie oft nicht erhört wurde, dass der Hunger und zu gewissen Zeiten der Durst nicht gestillt wurden, dass Hagelschlag, Mißernte und damit Hungersnöte nicht ausblieben. Und die Brotbitte war doch nicht selten die schier ausweglose Bitte: Gott möge einen am Leben erhalten, nicht um seiner selbst willen, sondern wegen der Kinder, der Witwe und der Waisen. Mithin sind die folgenden drei Seiten der fünfseitigen Auslegung v. Greiffenbergs der Apologie gegen die Erfahrung der Nicht-Erhörung gewidmet - schließend so: „Und alles, was ihr den Vatter bitten werdet in Meinem Namen, das wird Er euch geben, es sey leiblich oder geistlich, zeitlich oder ewiges Gut, das erste zwar mit" der Bedingung „eurer Seeligkeit, das andere aber ohne alles Bedingen, weil es eure Seeligkeit selbst betrifft.“ (Ww. Bd. 5, 347-352)

II.

Und wir heute? Vorweg sei grundsätzlich gesagt. Wenn wir Gott nicht in unsrer Lebenswelt erkunden und in unserem Leben glauben, fallen wir hinter Luther zurück. Wenn wir das nicht wollen, dann muss die Theologie in einer sehr wohl bedachten, aber in der Sprache unserer Lebenswelt sprechen. Sie muss so sprechen, dass das von ihr Gesagte für jeden nicht vorweg Verschlussenen verstehbar und potentiell einsehbar *wahr* sein kann. Die Theologie heute muss

sich auf das Leben in der heutigen Lebenswelt beziehen: auf all das, was im Leben eines vernünftigen Menschen vorkommt, ihn im Ernst beschäftigt und betrifft; auf all das, was für ihn grundlegend ist und das Leben lebenswert macht. - So viel vorweg. „Also: die Brotbitte und wir heute. Paul Gerhardt konnte in seinem „Sommergesang: Geh aus mein Herz und suche Freud“ in der 7. Strophe zum Ausdruck bringen: „Der Weizen wachset mit Gewalt, darüber jauchzet Jung und Alt und rühmt die große Güte des, der so“ überreich uns „labt und mit so manchem Gut begabt das menschliche Gemüte.“ Und heute? Mitten in der Erntezeit, am 7. September dieses Jahres, steht als Balkenüberschrift im „Hamburger Abendblatt“: „Die niedrigen Getreidepreise haben den Bauern die Ernte verhagelt.“ Am Freitag, den 2. Oktober 2009, lautet der Kurzkomentar in der „Frankfurter Allgemeine[n]“ so: „Am Sonntag ist in Deutschland: Halloween, der Verkauf offen, Ende des Ramadan, Beginn des Winterschlussverkaufs? Alles knapp daneben. Am Sonntag ist Erntedankfest. Wer aber bittet und dankt noch für "unser täglich Brot"? Hunger braucht in diesem Land schon lange niemand mehr zu leiden. Milch kostet inzwischen weniger als Mineralwasser“, u.s.w. Der Kommentar läuft darauf hinaus, dass die Bauern sich auf den Markt einstellen und sich als Unternehmer verstehen sollen, die, wie jeder andere Produzent, ihre Produkte "vermarkten".

Die zwei Schlaglichter aus Zeitungen sollen andeuten, was wir Theologen, Christinnen und Christen schwerlich übersehen können, dass nach üblicher, weithin geteilter Auffassung, nicht Gott uns das tägliche Brot gibt und alles, was zum Lebensunterhalt nötig ist - sondern dass wir das Brot erwirtschaften. Wir leben in einer rationalisierten Lebenswelt. In ihr werden dominant (vorherrschend) zwei Erkenntnis- und Handlungsweisen praktiziert: Die Erklärung aller Dinge und Sachverhalte nach ihren kausalen Ursachen oder Entstehungsbedingungen; und die Bewertung aller Dinge nach ihrer Zweckmäßigkeit, d. h. als Mittel für von Menschen gesetzten, ökonomischen Zwecken.

Selbstverständlich wurde auch in der traditionellen, vormodernen Lebenswelt gewirtschaftet. Es gab dafür einen eigenen Stand, den „Status oeconomicus“, den Haus-Stand, den Stand der Haushaltung. Doch die agrarischen Tätigkeiten bezogen sich auf einen von der Natur vorgegebenen und insofern selbstverständlichen Zweck: auf den Lebensunterhalt derer, die zur „Haushaltung“ gehörten: „fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde“ (Luther) unter dem Hausherrn. Vormalig ging es schlicht um Selbstversorgung zum Zwecke des eigenen Überlebens. In unsrer Lebenswelt werden die sog. „Agrarprodukte“ verkauft mittels des Marktes zu einem bestimmten Preis, also zu einem Zweck von Menschen gesetzt und/oder von einem anonymen Markt diktiert.

Die in unsrer rationalisierten Lebenswelt dominant praktizierten Methoden, die

Kausalerklärung und die Zweck-Mittel-Rationalität, „funktionalisieren“ alles. Sie geben aber nicht zu erkennen, was „etwas“ als es selbst oder in sich selbst ist. Sie lassen weder Gott noch Ich und Du erkennen, schließen im Gegenteil diese aus. Das ist der heimliche Nihilismus der Moderne.

III.

Die Theologie heute kann nur bei *dem* im Leben einsetzen, was den beiden genannten Erkenntnis- und Handlungsweisen nicht unterliegt. Da ist vor allem und zuerst die einzelne Person als sie selbst, die sich immer zu allem, was sie betrifft, selbst verhalten und darin sich selbst verstehen kann. Bei diesem Selbstbefund sollte die Theologie einsetzen, um einen Ort, einen „Sitz im Leben“ zu haben. Denn der Einzelne, die Einzelne kann erkennen, dass kein Mensch sein Leben aus sich selber hat, sondern dass es ihm *gegeben*, vorgegeben ist, auf dass er es annehme und es *selbst* lebe. Jeder Mensch als Person kann erkennen, dass weder er sich, noch seine Eltern ihn hergestellt, produziert haben. Besinnt er sich auf sich selbst, so kann er erkennen, dass er, auch seinen Eltern gegenüber, etwas Eigenes, eben er selbst ist. Er würde sich nicht selbst wahrnehmen, hielte er sich für ein Produkt, für ein Produkt Anderer, der Gesellschaft oder einer blinden Natur-Evolution. Möge er, naturwissenschaftlich gesehen, zufällig sein; sein Leben selbst kann er nicht für zufällig halten. Denn jeder weiß, dass er für das, was er tut, selbst verantwortlich ist. Wäre der Mensch als er selbst, der Mensch als Person, nur Produkt von Anderen, von der Gesellschaft, so gäbe es keine Freiheit, keine Selbstbestimmung, keine Würde, keine Schuld und keine Vergebung. Und ein weiteres noch kann jeder, jede bei sich selbst erkennen: dass das leibliche und insofern natürliche Leben, solange es jeweils besteht, sich selbst erhält, also in sich selbst lebendig ist, aber auch in sich gefährdet und somit *endlich* ist. Erkennt und versteht einer das Gegebensein seines Lebens, nimmt er das wirklich wahr und lässt er das für sein Leben wirklich zu, so anerkennt er, dass das Leben *gut* ist, dass es gut zu leben ist. So bejaht einer sein Leben. Und er kann noch einen Schritt weiter gehen: Er kann für sein Leben, das er hat, *dankbar* sein. Und wenn das für ihn nicht ein unbestimmtes Gefühl ist, wenn es dabei nicht sein Bewenden hat, dann kann er *Gott* dafür dankbar sein: Gott, der Quelle des Lebens. Und er kann Gott darum bitten, dass ihm das Leben weiterhin gegeben sei.

So könnte die Brotbitte des Vaterunsers aufgrund dieses ersten Eindruckes, dass das Leben uns gegeben ist und dass es gut zu leben ist, der Wahrnehmung dieser elementaren Grundlage des Lebens jedes und jeder Einzelnen und potentiell jedes Menschen Ausdruck und Worte geben. Doch wir sehen, ohne Besinnung des Einzelnen auf sich selbst wird nicht deutlich, nicht erkennbar, wer und was Gott ist und wirkt.

Jedoch zum vorgegebenen Leben - zur elementaren Lebensgrundlage und zum elementaren Lebensunterhalt - eines jeden gehört noch viel mehr als das bislang Bedachte. Keiner findet . sich in seinem Leben vor ohne Andere vor ihm und mit ihm. Wahrnehmen kann einer, dass es zu seinem Leben gehört, mit Anderen zusammen da zu sein, und dass das gut ist. Und dafür, auch für diese elementare Gegebenheit, kann er dankbar sein, Gott dankbar sein. Ist er das, so kann er auch darum Gott bitten, dass diese Gegebenheit sich für ihn - ja für alle Menschen -zum Guten wende: d. h. dass Menschen sich verstehen, sich miteinander verständigen und aussöhnen.

Noch einen Schritt weiter im Blick auf die elementare Grundlage unsres Lebens kann man gehen: Zu erkennen, zu erfassen ist, dass die Erde für Lebewesen bewohnbar ist. Wäre sie das nicht, es wäre kein Leben. Es ist ein Wunder, dass es in dem endlos-ungeheuerlich großen Universum einen kleinen Planeten gibt, die Erde, auf der das Wunder des Lebens geschehen ist und sich immer neu vollzieht.

Ja, noch mehr: Die Erde ist fruchtbar, sie lässt Nährpflanzen wachsen und gedeihen. „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören, Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." (1. Mose 8, 22) - Und die belebte Natur überhaupt: Es könnte erkennbar, begreifbar sein, dass die Natur *in sich selbst* etwas ist, etwas ganz ihr Eigenes hat, nämlich dass sie in sich *lebendig*, also selbstlebendig ist.

Luther weist uns an, in der Brotbitte die unentbehrliche Grundlage unseres Lebens und das Notwendige für den Lebensunterhalt zu bedenken. Ihm folgend legt es sich für uns nahe, die genannten unentbehrlichen Grundlagen fürs Leben - die Bewohnbarkeit und Fruchtbarkeit der Erde, die Selbstlebendigkeit der belebten Natur - in der Brotbitte des Vaterunsers, neu verstanden, Ausdruck zu geben. Diese grundlegenden Gegebenheiten sind für uns die „guten Gaben" („Alle guten Gaben ...").

Aber das wird zu aller erst ein Dank sein dafür, dass uns das alles *gegeben* ist, dass so Leben, unser eigenes Leben insbesondere, real ermöglicht ist. Und daraufhin wird es die Bitte sein, dass die Lebensgrundlage und das Notwendige des Lebensunterhaltes allen Menschen gegeben und für alle erkenntlich sei, weltweit.

IV.

Jedoch, das Gebet und unser Glaube haben, wie man sieht, die Anschaulichkeit dessen, was zum Glauben und zum Gebet veranlassen kann - bei Luther z. B. „Äcker, Vieh und alle Güter" - verloren. Wir können nicht mehr *unmittelbar* für die Früchte der Erde, für die Äpfel, Birnen, Krautköpfe, Weizenkörner danken und um sie bitten; denn das alles wird vermarktet. Sondern

danken können wir dafür, dass die Erde fruchtbar ist, Nahrungspflanzen zulässt. Und bitten können wir, dass diese Grundbedingung unsres Lebens allen Menschen ersichtlich sei. Dafür, für diese Grundlage des Lebens und des Lebensunterhalts, können die Früchte der Erde wie die genannten ein *Zeichen* sein.

Aber, so wird zu bedenken gegeben, kann man denn nicht auch für sichtbare, leibliche und natürliche Gegebenheiten und für sozial Geglücktes - für die Gesundheit z. B., für eine glückliche Ehe, für klar erwachsen werdende Kinder, für den Frieden in unserem Land - kann man dafür nicht auch danken und darum bitten? Nun, gewiss doch. Nur - wem das zuteil geworden ist, der möge für sich selbst wissen, dass ihm das umsonst, ohne sein Machen und ohne ein Privileg, unverdient und im Blick auf viele Andere zufällig, zuteil geworden ist. Er danke Gott, so gut er kann von Herzen, aber vergesse die Anderen, die das entbehren, nicht, sondern bitte darum, dass das, was ihm geschenkt ist, *allen* Menschen zuteil werde, weltweit -und setze sich dafür ein, so gut er kann.

Doch es ist nicht nur für die Gesundheit zu danken und um sie zu bitten, sondern für das Leben selbst und um es. Noch einmal sei Paul Gerhardt angeführt: „alsobald im Mutterleibe, da er [Gott] mir mein Wesen gab und das Leben, das ich hab' und noch diese Stunde treibe" („Sollt ich meinem Gott nicht singen?", Strophe 2)

In einem öffentlichen Gottesdienst jedoch sollte der Dank und die Bitte dem gelten, was alle Menschen betrifft und wofür alle danken können, also in unserem Zusammenhang hier der Grundlage des Lebens und dem Unabdingbaren des Lebensunterhalts. Zum Schluss eine Art Zusammenfassung: Unser Gebet zu Gott hat sich der Form oder Struktur nach bedeutsam verändert. Zu allererst und grundlegend steht der *Dank* an Gott für das, was uns gegeben ist. Daraus erhebt sich die *Bitte*, es möge mir und jedem Menschen das Leben und alles, was in ihm wesentlich ist, gegeben werden und erhalten bleiben und weiterhin gut und förderlich sein. Nur für das, wofür ich gegebenenfalls dankbar sein kann, nur darum kann ich Gott bitten. Doch wenn das eine Bitte an *Gott* ist, so kann sie niemals nur eine Bitte für mich sein, sondern es wird eine Bitte für alle Menschen sein. Und ich kann ehrlich nur darum bitten, wenn ich mich dafür, für menschenwürdiges Leben weltweit, einzusetzen bereit bin, so gut ich kann.